

Das aktuelle theologische Buch

♦ Gruber, Franz: *Lieben. Leben mit Leidenschaft und Sinn*. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2011. (168) Pb. Euro 16,90 (D) / Euro 17,40 (A) / CHF 25,90. ISBN 978-3-7917-2319-8.

„Das Wörtchen *Liebe* droht an seiner Beliebtheit zu erlöschen. Und die Gefahr kommt nicht nur aus Quellen der Zeitübel, wie sie von den Leserbriefschreibern aufgezählt werden, der Konsumgier, der sexuellen Ausgelassenheit, der Ichsucht, der Gottlosigkeit und Gedankenfaulheit. Die Inflation wird vor allem von denen erzeugt, die unaufhörlich das Wesen des Christentums meinen, es laut sagen, noch lauter vorsagen, es als aller Rätsel Lösung ausgeben und immer Liebe sagen: Gott ist die Liebe, der Sinn des Ganzen, was wir einander schulden, wonach wir den größten Hunger haben, was wir nur realisieren müssten in der Politik, in der Familie, in den Betrieben, immer, jedes Mal ist es die Liebe, die abgeht oder im Überfluß da ist. ... Ich behaupte keineswegs, dass diese Sätze falsch sind ... Es liegt mir nur daran, meine Empfindungen der Überfütterung mit diesem Substantiv einzugestehen ...“

In seinem Aufsatz „Pardon für das Wörtchen *Liebe!*“ (in: Gottesbeschreibung, Innsbruck 1990, 22–25) äußert *Gottfried Bachl*, der Vorvorgänger Grubers auf dem Linzer Lehrstuhl für Dogmatik, seine Vorbehalte gegenüber einer zu ungestümen, ja geradezu insistierenden Verwendung der Rede von Liebe.

Wie nimmt sich solchem Verdacht gegenüber das Projekt *Franz Grubers* aus, ein Buch über die Liebe zu schreiben? Er scheint sich der Kühnheit seines Vorhabens bewusst zu sein, wenn er einleitend eine irritierte Studentin zitiert: „Wie können Sie darüber ein Buch schreiben?“ (8)

Es lässt sich mit gutem Recht sagen, dass Gruber in keine der von Bachl angesprochenen Fallen tappt. Weder findet sich bei ihm eine polemische Spitze gegen den modernen Zeitgeist und damit die Versuchung einer raschen Schuldzuweisung angesichts der Spannungs- und Konfliktfelder des Themas Liebe.

Noch lässt Gruber sich auf das dünne Eis einer rezeptartig verordnenden Rede über Liebe locken, die im Leser ein Gefühl der „Überfütterung“ auslösen könnte. Im Gegenteil: Die ganze Anlage des Buches ist von grundlegenden Prämissen bestimmt, die es gar nicht erst zulassen, die angedeuteten Sackgassen zu betreten.

1. Der Verfasser betont mehrfach die *Unverfügbarkeit* des Liebesgeschehens sowie dessen Nichtreduzierbarkeit auf einen Habitus der Bemächtigung: „Es ist grundsätzlich nicht möglich, sprachlich einzufangen, was Menschen in Beziehungen erleben“ (39) „Liebe ist grundlos, so wie der Mensch selbst existenziell ein grundloses Geschöpf ist.“ (30)

2. Er ist sich der *Defizite und Deformationen*, die das Verständnis von Liebe gerade in der eigenen christlichen Tradition erlitten hat, bewusst: „Wenn das Christentum heute eine glaubwürdige Deutung der Liebe geben will, so muss es auch seine eigene Geschichte der Verunglimpfung sexueller Liebe aufarbeiten.“ (95)

3. Er verfällt nicht einer romantisierenden Reduktion von Liebe auf Gefühl, sondern trägt dem *Anspruch der praktischen Bewährung* im Alltag Rechnung, die auch die Möglichkeit des Misslingens nicht ausschließt: „Liebe ist ein ‚Tätigkeitswort‘, sie läuft nicht von selbst, sondern bedarf der Pflege.“ (108)

4. Besonders wohltuend macht die Lektüre die breite und sensible Ausleuchtung des Fragehorizontes durch zahlreiche berührende *Beispiele aus der Literatur*, aber auch aus der Welt des Filmes sowie der Human- und Naturwissenschaften.

5. Man spürt schließlich noch, wie sehr dieses Buch *im Dialog entstanden* ist. Erfahrungen, Kommentare und Rückmeldungen eines im Nachwort angeführten Personenkreises (168) bannen die Gefahr eines geistig Um-sich-selbst-rotierens des Autors.

Von derartigen Prämissen geleitet, entwirft das Buch nun eine Art „Perlenkette“ mit sieben „Schlüsselworten“, wobei die Metapher einer Kette auf die Möglichkeit hindeutet, einzelne Kapitel ohne chronologische Rücksichtnahme als eigenständige Abschnitte zu lesen. In formaler Hinsicht sind sie so gearbeitet, dass immer ein literarischer oder filmischer Einstieg geboten wird und jedes Kapitel mit ausgewähl-

ten Schlüsselpassagen aus der Bibel endet. Die sieben Schlüsselworte zum Thema Liebe lauten: *Erwählen, Begleiten, Fürsorgen, Beleben, Scheitern, Sterben, Heilen*.

Die Schlichtheit der gewählten Begriffe lässt den Leser zunächst nicht vermuten, was ihn erwartet: nämlich ein Eröffnen theologischer Reflexion in einer ungemein existenziellen Tiefe als Balanceakt innerhalb der verschiedenen Polaritäten, in die das Phänomen Liebe eingespannt ist. Im *Erwählen* (15–37) wird Liebe erfahrbar als wechselseitiger Prozess der Anerkennung des Anderen, bei dem die Ebenen der horizontalen zwischenmenschlichen Begegnung und der vertikalen Gottesbegegnung ineinander schwingen. Im Abschnitt über das *Begleiten* (38–60) findet sich neben einer Phänomenologie des „Lebens im Wir-Raum“ ein unerwartet spannender schöpfungstheologischer Diskurs über die Erfahrung der kosmischen Verborgenheit Gottes („Blick von außen“) und die Option, den Gott der Liebe als tragende Wirklichkeit des Universums zu denken („Blick von innen“). *Fürsorgen* (61–79) wird vorerst in biologischem Kontext analysiert (Suche nach dem „egoistischen Gen“) und dann ausgeweitet in den sozialen und politischen Raum der Liebe. Im Kapitel *Beleben* (101) wird der Rolle des Eros Aufmerksamkeit geschenkt, wobei im Abschnitt über den „vergifteten Eros“ illustriert wird, wie weit sich die Kirche (bis herauf zum 2. Vatikanum) „von den biblischen Quellen entfernt hat“ (98). Bei den einschlägigen Angaben zu Thomas von Aquin fühlt man sich wie in einem theologischen Gruselkabinett! Mit Einfühlsamkeit ist der Abschnitt über das *Scheitern* (102–122) redigiert. Ohne Moralisieren wird das Faktum möglichen Scheiterns von Liebesbeziehungen in den Blick genommen, aber auch das Moment der Verantwortung, mit der für die Verletzungen des Anderen einzustehen ist. Das Vergehen Davids am Hethiter Uria und seiner Frau sowie die Szene Jesus und die Ehebrecherin bilden abschließend den biblischen Bezugsrahmen, der über alles Scheitern noch einmal das Bild vom barmherzigen Gott stellt. *Sterben* (123–141) wird befragt auf die Möglichkeit hin, dass Liebe letztlich jene Macht sein könnte, „die Raum und Zeit, Sein und Nichtsein zu transzendieren vermag.“ (134) Oder in Richtung des

Hoheliedes: „In der Liebesflamme brennt Gott im Menschen, und darum ist sie stärker als der Tod.“ Liebe versteht sich schlussendlich auf das *Heilen* (142–163). In diesem letzten Kapitel werden auch Fragen berührt wie die „gefährliche Hoffnung auf politische Erlöser“ (150ff.) und die Auferstehung als „das kühnste Versprechen der Liebe“.

Obwohl das Buch nicht nach wissenschaftlichen Kriterien gearbeitet ist (man ist dennoch dankbar, dass der Verzicht aufs Zitieren durch eine ausführliche, den Kapiteln zugeordnete Literaturliste kompensiert wird), bietet es nichtsdestoweniger eine anspruchsvolle und lohnende Kost. Die zahlreichen Beispiele aus Literatur und Wissenschaft eröffnen ein eindrucksvolles Panorama an Zugängen zum Thema, die Lektüre vermag zu fesseln und regt zum persönlichen Nachdenken in vielen existenziellen Fragen und um jenes Thema an, dessen Geschichte jeder Mensch auf dieser Erde auf seine individuelle Art schicksalhaft schreibt.

Bleibt dabei auch noch Raum zum Weiterdenken? Ich würde mich mit dem Autor des sicherlich gelungensten Buches, das ich bisher zu diesem Thema gelesen habe, gerne noch über zwei Fragen weiter unterhalten:

1. In Grubers Studie werden unter Verweis auf „heute“ bisweilen kritische Bezüge zur Gegenwart hergestellt im Sinne einer sich verschärfenden Krise. Es ist vom „Ausmaß vieler Scheidungen und Trennungen heute“ (26) die Rede, davon, dass „heute ... die glückenden und wahren Gespräche immer mehr versiegen“ (39) und „heute nicht Anlass für Optimismus“ bestehe, „dass genügend gesellschaftliche Orte vorhanden sind, an denen Menschen Liebe erfahren“ (95).

Beim Umgang mit modernen Kommunikationstechnologien wissen wir, dass die Jungen damit bereits anders umgehen als wir. Sie haben weniger Problem damit. Wäre der Generation von morgen nicht auch im Erlernen des Liebens jenes Maß an Kreativität zuzutrauen, das sie brauchen, um das Haus der Liebe für ihre Zeit errichten zu können und bewohnbar zu machen? Ein solches Haus wird möglicherweise einen anderen „Stil“ haben, sich zu guter Letzt aber wieder in einen anthropologisch-theologischen Rahmen einschreiben lassen, der Va-

lidity beanspruchen kann, weil Liebe – bei all ihren Metamorphosen – wesentlich bleibt, was sie ist. Sollte beispielsweise das Phänomen von „gestuften“ Formen partnerschaftlichen Zusammenlebens (also auch schon vor der Ehe) als Suche nach einem mehr prozessualen Erlernen von Liebe interpretierbar sein, so könnte das auch als Innovation gedeutet werden angesichts der spezifischen Provokationen einer postmodern gewendeten Wirklichkeit. Umgekehrt ist manches „Neue“ näher besehen so aufregend gar nicht: Ehen früherer Zeiten, wo ein Partner, bedingt durch den Tod des anderen (Männer im Krieg, Frauen im Wochenbett) bis zu vier- und fünfmal verheiratet waren, waren aufgrund unterschiedlicher Geschwister- und Elternkonstellationen nichts anderes als die heute vielbeschworene Patchwork-Familie!

2. Anders als die Frage nach dem „Zeitgeist“ ist die zweite Frage geartet. Sie drängt sich auf angesichts der tiefen Wesensbestimmung von Liebe als ureigenster Akt der menschlichen Personmitte: Wenn Liebe wirklich stark ist wie der Tod (Hld 8,6), und die Liebenden dabei ein Geheimnis entdecken, „das gottähnliche Züge trägt“ (98) und deshalb sakramental ist, warum soll dieses Projekt dann dennoch mit dem Tod enden („bis der Tod euch scheidet“)? Weil im Himmel nicht mehr geheiratet wird? (Mt 22,30) Das würde noch nicht ausschließen, dass der Bund, der *auf Erden* geschlossen wurde, auch über den Tod hinaus Aussagekraft hat (im Sinne Gabriel Marcel's). Wie soll eschatologisch die Vollendung von Menschen gedacht werden, wenn das, was ihnen einst gegenseitig zum Menschsein verhalf, jenseitig keine Gestalt mehr hat? Dem priesterlichen „character indelebilis“ („Du bist Priester auf ewig nach der Ordnung Melchisedeks“, Ps 109,4) will die Sakramententheologie es offenbar zutrauen, im Jenseits eine (hierarchische?) Ordnung von Priestern und Laien zu arrangieren, dem Sakrament der Liebe allerdings soll es für immer versagt bleiben, bei Gott behütet zu sein in vollendeter Gestalt?

Linz

Alfred Habichler

Besprechungen

Der Eingang der Rezensionen kann nicht gesondert bestätigt werden. Die Korrekturen werden von der Redaktion besorgt. Bei Überschreitung des Umfangs ist mit Kürzungen zu rechnen. Nach Erscheinen der Besprechungen erhalten die Rezensenten einen, die Verlage zwei Belege.

AKTUELLE FRAGEN

♦ Dessoy, Valentin / Lames, Gundo (Hg.): „... und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“. Zukunft offen halten und Wandel gestalten. Strategisches Denken und Handeln in der Kirche (Gesellschaft und Kirche – Wandel gestalten 1). Paulinus Verlag, Trier 2010. (270) Pb. Euro 22,90 (D) / Euro 23,60 (A). ISBN 978-3-7902-1806-0.

Die Herausgeber des Tagungsbandes des 1. Kongresses zum Thema „Strategisches Denken und Handeln in der Kirche“ verfolgen mit ihren vielfältigen Beiträgen der Vortragenden aus Kirchenleitung, Beratungsnetzwerken und Pastoraltheologen das Ziel, strategisches Handeln als Voraussetzung für eine Entwicklung in die Zukunft zu fördern.

Sie wollen von einem Lösungsansatz wegkommen, „der im Kern darin besteht, binnenorientiert und defensiv den fortschreitenden Ressourcenmangel schrittweise durch immer weitergehende Verdichtung, Konzentration und Zentralisierung auszugleichen, um so den Status Quo, das tradierte Portfolio flächendeckend für ein schwindendes Publikum zu konservieren“ (25). Klar ist, dass es nicht mehr um Expansion geht, sondern um eine Weiterentwicklung der Organisation Kirche auf dem Hintergrund einer Reduktion. Anliegen ist den Herausgebern Valentin Dessoy und Gundo Lames, „im Rahmen einer strategischen Orientierung Raum (zu) schaffen für ein offensiv missionarisches Modell kirchlicher Entwicklung“ (34), im Wissen, dass Kirche eine Organisation ist, „die auf maximale Stabilität und Funktionalität optimiert ist, nicht auf Wandlung und Entwicklung“ (39). Dabei ist ihnen ein Strategiebegriff wichtig, der nicht so sehr auf Planbarkeit und Machbarkeit setzt, sondern angeregt durch den Metanoia-Begriff auf Lernen als „ein antizipativer und experimenteller Vorgang“ (35). Sie sind also getragen von der Überzeugung, dass